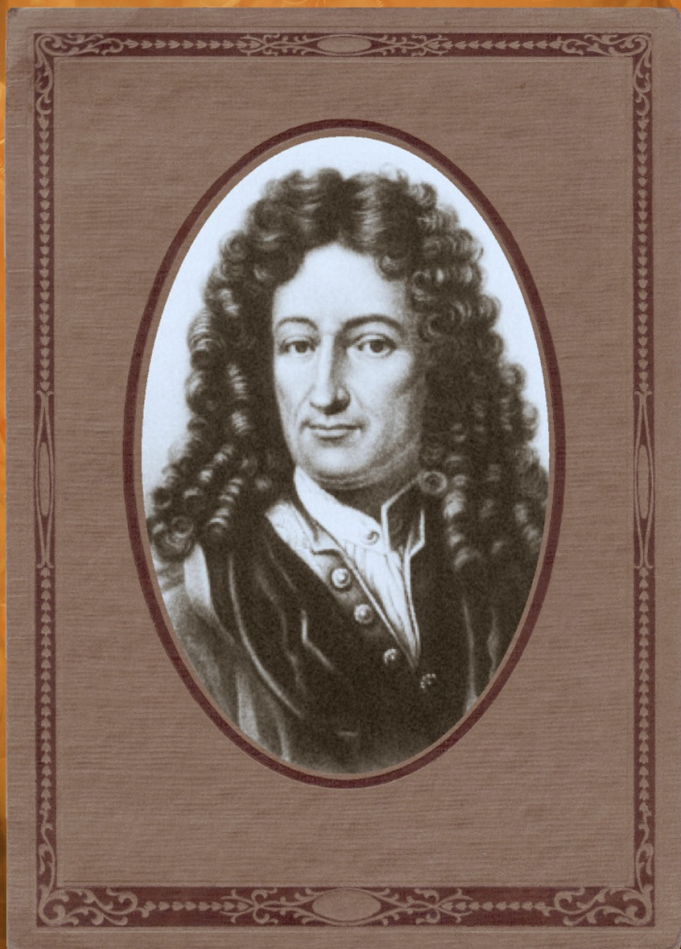


Manfred Richter

Legende Löwenix



Impressum

Manfred Richter

Legende Lövenix

**Ein ungesicherter Bericht über die Liebe und anderes
Merkwürdige im Leben des Gottfried Wilhelm Leibniz**

ISBN 978-3-86394-771-2 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2012 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

...Oft habe ich zu unsern Zeiten gedacht: Wenn Leibniz lebte!
Er lebt indessen in seinen Schriften, und wir können aus seinen
muntern Urteilen, die sich auf alles Merkwürdige seiner Zeit
erstreckten, auch für jetzt viel Nutzen ziehen...

Johann Gottfried Herder

Zum Geleit

Der Roman „Legende Lövenix“ erzählt auf spannende Art von einem der bedeutendsten Menschen des ausgehenden 17. Jahrhunderts, dessen tätiges Leben und dessen Denkmodelle fruchtbar bis in die Gegenwart wirken. Gottfried Wilhelm Leibniz nahm von Aristoteles und Platon bis hin zu Descartes, Kepler, Huygens, Spinoza, Locke und John Toland alles seither Gedachte in ein einheitliches Weltbild auf, das aber nicht wie ein Monolith in philosophischer Landschaft steht, sondern Raum schuf für Veränderung, für eine schöpferische Weitergestaltung bis in unsere Gegenwart.

Leibniz war auf allen nur denkbaren Gebieten kreativ tätig. Er trug zur Entwicklung der Rechtswissenschaften, der Mathematik und der Naturwissenschaften bei, zur Logik, zur Technologie, zur Politik und zur Theologie, zur Linguistik und, in der Einheit all dessen, vor allem zur Philosophie.

Herausragende Leistung auf dem Gebiet der Mathematik war die eigenständige Erfindung der Differenzialrechnung und des binären Zahlensystems, auf dem Gebiet der Naturphilosophie waren es die Begriffe der aktiven Materie und sein Nachweis der Relativität von Raum und Zeit. Im Auftrag seiner selbstgewählten, unermüdlichen Friedenspolitik traf er auf beinahe alle Großen der europäischen Gesellschaft seiner Zeit. Er reiste von Mainz nach Paris, nach London, Delft und Den Haag, er wirkte in Hannover, reiste nach Wien, nach Rom und Neapel, stieg auf den Vesuv und lebte zeitweise in Berlin. Man kennt ihn als den ersten Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften, die „theoria cum praxi“ vereinen sollte.

Schließlich mündete sein positives Weltbild in dem philosophischen Spätwerk „Theodicee“. Darin sagt er, dass wir, die Menschen, Gottes Geschöpfe, eine natürliche Unvollkommenheit besitzen, weil wir sonst selbst Götter wären. Und er folgert daraus, dass wir alle Übel als einen Ansporn begreifen müssen, uns und die Welt verändernd zu gestalten. Für ihn ist die „beste aller Welten“ kein fertiges Produkt, weil dieses Beste einen Prozesscharakter, die immerwährende Veränderung zum Inhalt hat. (Für den Physiker formulierte Leibniz dies als „Physik der Principe“). Erst 1765, lange nach seinem Tode, gelangten seine „Nouveaux essais sur l'entendement humain“ an die Öffentlichkeit und schlugen eine Brücke zu Kant und dem deutschen Idealismus.

Die „Theodicée“ aber widmete er seiner geliebten Schülerin Sophie Charlotte, der späteren ersten Königin in Preußen, mit der er, was für eine schöne literarische Entdeckung, bis zu ihrem frühen Tod in einer geheimen Beziehung stand.

Seit vielen Jahren beschäftige ich mich aus mathematisch-wissenschaftlichen wie aus philosophischen Gründen mit diesem Großen des Spätbarock. Hier, in Richters Buch, erfahre ich etwas, das weit über die allseits bekannten Leibnizbilder hinaus geht, erfahre ich etwas vom forschend suchenden, vom irrenden, liebenden, im Alltag sich bewährenden Manne, der am Ende seines Lebens Bilanz zieht und sich von dieser „besten aller Welten“ mit den Worten verabschiedet: „Ich stehe überhaupt erst am Anfang.“

Leibniz stellte zeitlose Fragen in der Sprache seiner Zeit. Sprache und Ideenwelt dieses großen Mannes sind im Roman

„Legende Löwenix“ einfühlsam nachempfunden. Manfred Richter gelingt es, Leibniz' unermessliche Leistungen, sein kraftvollumtriebigen Leben auf eine so unterhaltsame Weise zu erzählen, dass man mit großer Anteilnahme, ja, mit Spannung liest.

Prof. Dr. mult. Hans-Jürgen Treder

1. Kapitel

Diese frostige Novembernacht Siebzehnhundertsechzehn. Das Land liegt in tiefem Schlaf. Über den Markt von Hannover und durch die Gassen fegt ein eisiger Wind, wirbelt Dreck und Stroh bis unter die verschlossenen Fensterläden.

Der Nachtwächter schlurft müde und frierend an der Häuserwand entlang. Wenn der Wind einen Moment nachlässt, hört er die Ratten pfeifen und alle volle Stunden vom Sankt Georg das Schlagen der Glocke.

Nur in der Schmiedestraße, in der Kurfürstlichen Bibliothek, in dem vornehmen Eckhaus der Witwe Lüde, leuchtet hinter den Butzenscheiben des Erkers warmes Licht. Ein merkwürdiger alter Mann wohnt hier, der in einer Nacht so viel Kerzen brennen lässt, wie sie ein Nachtwächter das ganze gregorianische Jahr über nicht braucht.

Er hockt im Ohrensessel am Kamin, vom Feuer beleuchtet, ein Greis, von Schmerzen gepeinigt, nahezu blind. Sein Gesicht hat längst jene weichen, üppigen Züge verloren, mit denen er von Gemälden und Stichen herunterschaut - kahlköpfig ist er jetzt, schief die Nase, eingefallen die Wangen, der zahnlose Mund. Über den Brauen nisten zwei tiefe Falten. Auf seinen Schultern buckelt eine wollene Decke, die ihm etwas Faunistisches gibt. Die Füße liegen hoch, und die Knie sind in eine merkwürdige Konstruktion gepresst, eine Art Holzzwingen, die er fest anziehen kann, um die Schmerzen der Krankheit durch einen anderen Schmerz zu betäuben. Am Sessel lehnt griffbereit ein Krückstock, den er

kaum noch nutzen kann, es sei denn, er schneidet die Luft damit, fuchtelte mit ihm, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen - Reichshofrat Leibniz, Gottfried Wilhelm Leibniz, genannt der Löwenix.

Nebenan, auf dem kleinen Tisch, tickt die Sackuhr. Ein Geschenk von Huygens, dem Direktor der französischen Akademie. Ihre vertrackte eiserne Unruhe zerhackt unbarmherzig die Zeit. Was sind ein paar Tage und Nächte - gemessen an zähem Lebenswillen, gemessen an siebzig langen Jahren! Der Alte spürt mit einer matten, gleich bleibenden Erbitterung gegen den eigenen Körper, dass seine Zeit um ist, obwohl doch Kopf und Verstand den Dienst verrichten wie je.

Der Schein des Öllämpchens auf dem Schreibpult, das sanfte Licht der Kerzen und das flackernde Kaminfeuer dringen nicht bis in alle Winkel des Arbeitszimmers. Halbwegs deutlich sieht man nur Regale voller Bücher, neben dem Kamin die Truhe, in der er seine Aufzeichnungen verwahrt.

Magda, die einst so anmutige Wirtschafterin und Vertraute, streicht ihre grauen Haarsträhnen aus der Stirn, beugt sich über den Alten und hält ihm einen Zinnbecher an den Mund. Er schlürft den Wein, schmatzt zufrieden. Mit einem Spitzentüchlein wischt sie ihm Mund und Kinn ab. Dann aber scheucht er sie mit einer winzigen Kopfbewegung aus seinem Gesichtskreis, aus dem Raum. Er hat zu tun.

Am Stehpult wartet müde und grillig Musjö Eckhart, Sekretär Eckhart, der Nörgler und Liebediener und Spion des

Kurfürsten Georg Ludwig, jenes Georgs, der, nicht ohne Zutun des gebrechlichen Alten im Sessel, König von England wurde.

Auf den ersten Blick wirkt Eckhart wie ein subalterner Beamter. Aber der Mensch ist nicht dumm, nicht schmierig. eher hart und gerissen, kritisch auch und voller Vorurteile. Er mag den Alten nicht und hängt doch an ihm in widerborstiger Bewunderung, und der Alte weiß das und nutzt es.

Aus dem Sessel klingt es überraschend energisch: " Wo stehen wir?"

Eckhart prüft im Licht des Öllämpchens die Schreibfedern, er gibt sich gleichmütig: "Bei der Hexe."

Der Greis zieht fröstelnd die Decke vor die Brust, reibt das schmerzende Knie, lächelt in der Erinnerung. "Ich hob kotzen müssen, denk dir!"

Eckhart tadelt vorsichtig: "Ihr wollt sagen..."

Der Alte aber fordert unwillig: "Schreib!" Er lehnt sich zurück, die Augen sind auf einen imaginären Punkt gerichtet. Er diktiert langsam, heiser, Vergangenheit zurückrufend: "Boineburg. der ältere, der Christian, hatte darauf bestanden, dass ich dem Spektakel beiwohne. Nun, ich war jung, ich war neugierig. Gewiss doch, ich war auch Jurist."

Der Alte stockt. Sein Gesiebt leuchtet im Widerschein des Kaminfeuers. Die trüben Augen sehen brennende Fackeln, sehen den Scheiterhaufen, das Mädchen, festgezurrte am Pfahl, schmutzig, hohläugig, ohnmächtig vor Schmerz und Angst. Er spürt noch einmal das aufgeregte Stöhnen der

gaffenden Menge: Soldaten, Honoratioren, feingekleidete Stadtweiber, Handwerker, Diebe, Krüppel - ein schwer atmender, sinnlich aufgegeierter Haufen. Er sieht den Priester mit hoch erhobenem Kruzifix. Trommeln dröhnen. Er siebt, wie der Henker der Ohnmächtigen von hinten einen Strick um den Hals legt und, den hölzernen Knebel langsam drehend, fest anzieht. Das Mädchen reißt Mund und Augen auf, seine Zunge quillt dick und hässlich hervor, Arme und Beine zucken und reißen wider die Fesseln, bis sein Körper jäh zusammenbricht und wie ein Sack Futterrüben in den Stricken hängt. An den Beinen laufen Pisse und Kot herunter. Gleich danach flammen Reisigbündel auf, entzünden den Scheiterhaufen. Nesselhemd und Haar des Mädchens lodern. Qualm und der üble Geruch versengten Haars und brennenden Fleisches dringen auf die Galerie zu. Messbuben schwenken schwere Weihrauchkessel, schlagen damit klirrend gegen die Brüstung.

Sich selbst sieht er, sieht sich als jungen, biegsamen Kerl. Im Sächsischen hatte er promovieren wollen. Seiner Jugend wegen setzte man ihn hinten. Da hatte er sich an der Universität in Altdorf eingeschrieben. Nun also war er Jurist und Zeuge, wie ein unschuldiges Ding als Hexe verbrannt wurde. Und er hat dabei gestanden, duldsam, hat nicht laut herausgeschrien, hat sich gedrückt mit schlechtem Gewissen, abgewendet und Galle gekotzt wie an besoffener Bauer.

Nein, denkt er, davon will ich nicht schreiben, nicht davon, dass es mich zeitlebens gebissen hat, weil ich aus Schwäche stumm blieb vor dem Unrecht.

Armes Weib, denkt er noch einmal, Rauch und Gestank und ihr stummer Schrei haben die Sonne und mancherlei anderes dunkel gemacht. Einer Glaubenslehre wegen wurde gegen Gott verstoßen.

"Schreib!", befiehlt er zu Eckhart hin. "Schreib!"

Und Eckhart senkt gehorsam die Feder ins Tintenfass.

Der Alte fällt in seinen Erzählton, nachsinnend, mit langen Pausen, oft nur vor sich hin mummelnd, so dass Musjö Eckhart unwillig die Ohren spitzen muss. Bald aber erhitzt sich der Alte, lässt sich von Erinnerung und Phantasie fortreißen. Er wechselt der Mode folgend von Rede zu Gegenrede wie ein französischer Schauspieler. Da ist keine Spur mehr von Müdigkeit, und der Sekretär hat seine liebe Not nachzukommen.

"Ich war alt genug um zu begreifen, aber auch jung genug, um gegen, nun, gegen die Etikette zu verstoßen. Ich hatte, verstehst du, noch nicht gelernt, mich wie ein Höfling zu betragen. Die Seele, was sage ich, der Körper war noch bereit, mit jeglicher Kreatur zu leiden, sich zu empören."

Der Alte verhielt schon wieder, kicherte leise. "Merkst du den Unterschied, den ich da mache, den Unterschied zwischen Seele und Leib? Damals hatte mich der Gedanke empört."

Neben mir, auf dieser rohen Balustrade, stand mein Gönner, Baron von Boineburg, der Kurmainzer Minister, was sage ich, er war mehr doch ein Freund, ein älterer Freund. Bleich war er wie ich und stand mit unbewegter Miene. Ich hingegen zerrte

die Perücke vom Kopf und wischte mit ihr den Schweiß von der Stirn. Der Magen rebellierte, es stank auch zu arg vom Scheiterhaufen her, und ich drängte mich stolpernd an den Honoratioren vorbei die steilen Stufen hinab.

Unter der Galerie wälzte sich ein Pärchen mit nackten Schenkeln zwischen den angebundenen Reitpferden und Kutschen im Dreck. Vielleicht waren sie es, dass mir zuletzt die Galle hochkam. Ich kotzte mir wahrhaftig die Seele aus dem Leib.

Mit dem bitteren Geschmack im Munde und im Herzen irrte ich zwischen den Buden und Marktständen umher. Vor einem Zelt aus Flickenteppichen hockte, in bunte Tücher gehüllt, eine zahnlose Vettel, schmauchte scheinbar gleichmütig an einer Tabakspfeife. Ich hätte sie übersehen, aber ihre Hand schoss unter den Tüchern hervor, grabschte nach mir und flüsterte beschwörend: "Schöner Herr, schöner Herr..."

Froh über die Ablenkung, stülpte ich rasch die Perücke auf und ließ mich, nur wenig widerstrebend, in ihr stickiges und enges Zelt zerren. Die Alte drückte mich auf einen blank gewetzten Schemel. Zwischen uns stand ein Tischchen, darauf eine gläserne Kugel, in der sich spitz das schwache Licht vom Zelteingang brach. Für einen Moment war das Draußen wohltuend ausgeschlossen.

Im Halbdunkel sah ich einen Schädel und einen ausgestopften Iltis. In einer Kupferschale mit glühender Holzkohle dunstete Räucherwerk.

Ich war verlegen und blaffte unwirsch: "Was gaffst du nicht wie alle?"

"Hab' viele sterben sehen."

Sie legte die Tabakspfeife zur Seite, kniff die Augen zusammen und heuchelte Konzentration. Ihre welken Finger umspannten die Kugel. Dann flüsterte sie schmeichelnd: "Ihr solltet vergnügt sein, junger Herr, ich sehe viel Geld, Reichtum und Frauen, schöne Frauen."

Geschwätz! Ich wischte es mit einer Handbewegung zur Seite, fragte: "Und die da im Feuer? Wo ist sie - jetzt?"

"Tot und verbrannt!"

"Hast du nicht Angst - eines Tages selbst als Hexe..."

Sie riss die Augen auf und lächelte dünn. "Ich bin alt und arm."

Gott, wie recht sie hatte - alt und arm, das lohnte nicht für die heilige Inquisition. Die Sache begann langweilig zu werden. Ich kramte nach einer Kupfermünze, warf sie der Alten in den Schoß und stand auf. Sie hielt mich jedoch am Rockschoß zurück. "Wartet!"

Offenbar spürte das raffinierte Weib, wie ernst es mir war, wie sehr mich der Tod des Mädchens berührte. Zu jener Zeit war es nicht schwer, mich zu beeindrucken. Ich war jung.

Als ich dem Anton Scheits später in Hannover für ein Porträt poussierte, fragte ich ihn, was an meiner Nase wohl so interessant sei, dass er sie malen wolle. Scheits lachte. "Euer Gesicht malt mein Pinsel so gut wie alleine - die große Nase, Euer rundes Kinn, die vollen Lippen. Nur Eure Augen, die machen mir zu schaffen. In ihnen lese ich, mit Verlaub, eine gewisse, fortdauernde Unsicherheit, ein ewiges Fragen."

Damit mochte er Recht haben. Und die alte Vettel muss

Ähnliches gespürt haben - meine Unsicherheit, mein Fragen. Sie blickte angestrengt in die Glaskugel, als käme daraus alle Weisheit der Welt. In Wahrheit versuchte sie aber nur, von dem heiklen Thema abzulenken: "Ich sehe mehr! Eine Reise, Ihr macht eine weite Reise, weit, bis in andere Länder."

Das machte mich nun doch neugierig. Mein Aberglauben war damals kaum geringer als meine Wissbegier. Ich hockte mich zögernd zurück. Was ich fragen wollte, war mir tatsächlich wichtig. "Und dieses Land?"

Sie begriff nicht, ich musste deutlicher werden: "Was wird aus Deutschland? Na?"

"Meint Ihr den Kaiser in Wien oder den Herrn Kurfürst zu Mainz?"

"Das Ganze, Weib! Die Menschen - mich - dich, Alte!"

Sie schluckte und starrte in die Glaskugel, suchte verwirrt nach einer freundlichen Antwort, gab endlich zu: "Dunkel, alles dunkel!"

Das wollte mir nicht mehr aus dem Kopf. Auch später nicht, auf dem Weg zur Herberge, in der ich Quartier genommen hatte.

Es dämmerte bereits. Ein feiner Nieselregen verschleierte die Gassen, und es roch erbärmlich nach Unrat. Überall schwamm Schmutz in den trüben Pfützen. Elegante Kutschen rollten vorbei, Pferdefuhrwerke. Die eisenbeschlagenen Reifen rasselten über die steinernen Kotrinnen. Reiter drängten ihre Pferde durch die Menge, die, angeregt vom Autodafé, vor dem Regen nach Hause flüchtete.

Vor meinem Quartier führten ausgetretene Stufen in eine

Kaschemme, einem düsteren schmalen Kellergewölbe.

An den rohen Holztischen saßen ins Knöchelspiel vertiefte Handwerker, stumpf trinkende Bauern, Dirnen, Marktweiber. Der dicke Wirt begriff sofort, dass da, mit Perücke und manierlicher Kleidung, ein besonderer Gast eingetreten war. Er führte mich dienernd zu einer Nische, jagte die daran sitzenden Männer von ihren Plätzen, schob mir einen Stuhl zu und fragte beflissen: "Klosterbier, Wein vom Roten?"

Aber ich, ganz in Gedanken, forderte: "Tinte!"

"Tinte?" Der Dicke wischte unschlüssig mit seiner Schürze die Bierpfützen vom Tisch. "Und Federkiel, wenn ich bitten darf."

Ein paar Bogen Papier trug ich gottlob stets in der Jackentasche. Ich glättete sie mit dem Handrücken. Sie waren feucht geworden. "Ja, so", ergänzte ich endlich, "Wein und Zucker oder Honig!"

Da saß ich inmitten des Kneipenlärms und schrieb mir die Last und Aufregung des Tages vom Halse. Mit der Linken süßte ich den Wein, ohne das Schreiben zu unterbrechen. Zucker im Wein! Die Unart würde mich wieder Zahnschmerzen kosten. Die Feder flog kratzend über das fasrige Papier. Es war ein Brief an den Sohn des Magisters Jakob Thomasius, den verehrten Christoph, der später in Leipzig gegen die Scheiterhaufen der Inquisition wettete und Lektionen in deutscher Sprache hielt.

'Dieser schreckliche Scheiterhaufen', schrieb ich, 'hat mit einem Schlag erhellt, wie dunkel es noch in teutschen Köpfen ist. Wir leben mit unseren Büchern und Schriftrollen und Disputen getrennt von allem, was in der Welt wahrhaftig

geschieht. Ich habe erfahren müssen, dass alle Theorien um Recht und Moral nichts sind gegen das, was man von Angesicht sieht. Das arme Mensch ist verbrannt, und der Fiskus hat Hab und Gut seiner Familie konfisziert. Sind es nicht auf den Tag fast zwanzig Jahre, dass der wüste Glaubensstreit mit dem Frieden von Münster und Osnabrück sein Ende fand? Aber der Krieg lebt fort in den Hütten und Seelen. Was für eine Dunkelheit...'

Wochen später sollte die Wahrsagerin Recht bekommen. Ich erhielt eine Einladung, und mein Leben nahm eine entscheidende Wende...

Der Alte schweigt. Er sucht nach Worten, nach Bildern, die ihm helfen könnten, seinen Faden zu spinnen. Musjö Eckhart linst wartend vom Stehpult her. Es ist still im Zimmer. Im Kamin stöhnt der Novemberwind mit derben Stößen. Eckhart sieht, wie der Alte die schmalen Lippen zu einem Schmunzeln verzieht. Er hört ihn flüstern: "Ich stolperte über die Beine eines Kindes, eines sechsjährigen Mädchens - und in mein Schicksal."

Eckhart versteht nicht. "Was?", fragt er, "Ihr müsst deutlicher sprechen!"

Der Alte hebt endlich die Stimme, nachdenklich, als wolle er sich selbst befragen.

Ich stand, wie Ihr wisst, trotz meiner protestantischen Haltung seit einiger Zeit als Revisionsrat im Dienste des katholischen Kurfürsten Schönborn und war dem Freund und Gönner

Boineburg von Nürnberg nach Mainz gefolgt.

Boineburg nun hatte mich zu sich gebeten. Das war nicht ungewöhnlich. Er bediente sich meiner oft als Sekretär. Wir hechelten den einen oder anderen Gedanken durch und frotzelten gern. Nach der Entlassung aus kurfürstlichem Dienst war Boineburg unabhängig und respektlos genug, das eine oder andere Wort von mir, dem um so viel Jüngeren, durchgehen zu lassen. Seine Einladung, von flüchtiger Hand geschrieben, verriet Eile. Es musste etwas Besonderes vorgefallen sein.

Als ich sein Palais betrat, kam mir von der oberen Etage des Treppenhauses Philipp Boineburg entgegen, der vierzehnjährige Sohn des Freundes. Philipp strauchelte über die Beine eines Kindes, eines Mädchens, das oben auf dem Treppenabsatz hockte, fing sich jedoch und fauchte wütend "Pardon!", ehe er die Treppe hinuntersprang und mich mit den Worten begrüßte: "Docteur, wir haben hohen Besuch!"

"Ist recht", entgegnete ich, "wenn Ihr mich nur melden wollt. Ich warte in der Bibliothek."

Ich stieg die Treppe hoch, und jetzt stolperte ich meinerseits über das vorgestreckte Bein der aufgeputzten Kleinen. Zu allem Überfluss lachte sie und krächte mit heller Stimme: "Pass auf, Dämel!"

"Selber Dämel!", knurrte ich.

Später wusste ich nicht zu sagen, ob ich so glücklich reagiert hätte, wenn meine Gedanken nicht bei dem bevorstehenden Gespräch gewesen wären. Dämel! Mein Gott, das waren die ersten Worte, die wir beide wechselten, und denen später so

viele andere, glückliche folgen sollten. Dämel!... Vermutlich hat mir die kleine Rotznase damals reichlich verblüfft nachgeschaut.

In der Bibliothek stand nahe dem hohen Fenster ein kunstvoll verzierter Globus. Ich weiß noch, dass ich die lästige Perücke abstreifte. Boineburg, dachte ich, wird wieder das Gesicht verziehen, naturellement, aber die Perücke war zu nichts gut, höfische Mode, das reine Läusenest, sie juckt und drückt die Gedanken entzwei.

Auf seinem Schreibtisch lagen eine Anzahl gebundener Blätter - Blaise Pascals entlarvendes Traktat über die Jesuitenmoral: 'Es bleibt aber ein Widerspruch, ob es Gott gibt oder nicht, ob die Welt geschaffen wurde oder nicht. Jedoch, um die Menschen glücklich zu machen, ist es notwendig, dass es einen Gott gibt'. Sieh an, dachte ich, wenn unser gut katholischer Schönborn, der Kurfürst, wüsste, womit sich mein lieber Boineburg die Zeit vertreibt. Ich wollte mich schon in die Lektüre vertiefen, da wurde hinter meinem Rücken sacht die Flügeltür geöffnet. Dieses Mädchen schlüpfte herein und starrte mich schweigend, aber höchst interessiert, von unten her an.

Ich linste über den Pascal hinweg und fragte durchaus nicht freundlich: "Was willst du? Wer bist du?"

Die Kleine knickte auf höfische Art und schnurrte: "Sophie Charlotte, Prinzessin von Hessen-Darmstadt... Und du?"

"Leibniz."

"Und weiter?"

"Nichts! Nur Leibniz."

Das Kind nickte heftig und schmettete vergnügt: "Dämel Leibniz!" Dann blinkerte es mit großen Augen zu mir hoch, lächelte und wartete auf eine Reaktion.

Das war mir denn doch zu viel. Ich kehrte der Kleinen unwillig den Rücken zu. "Geh spielen!"

Zugleich aber mahnte mich eine innere Stimme zu diplomatischer Besonnenheit. Dieser rosafarbene Naseweis, mit den ein wenig abstehenden Mauseöhrchen und im steifen golddurchwirkten fußlangen Kleid, war die Tochter des Osnabrücker Fürstbischofs Ernst August. Boineburg hatte wahrhaftig hohen Besuch.

Während ich noch am Überlegen war, ob ich mich auf eine längere Wartezeit einrichten sollte, hatte sich die Prinzessin meine Perücke geangelt. "Ist das deine?", fragte sie interessiert.

Ich setzte mich, nahm ihr die Perücke ab und hielt sie verkehrt herum. "Ein Vogelnest, siehst du, ein Nest für Krammettsvögel."

Die kleine Sophie Charlotte kicherte und zwängte sich zutraulich zwischen meine Knie. "Du gefällst mir!"

Was noch! Es war reichlich albern, dass ich mich geschmeichelt fühlte. Aber ich bemerkte, dass sie große dunkle Augen hat und streichelte flüchtig ihre Wange. "Sehr liebenswürdig."

Da entgegnete sie überraschend und mit hochgezogenen Brauen: "Schwatz nicht wie alle!"

Recht hat sie, dachte ich. Und ich wollte sie schon von mir schieben, da fragte sie unerwartet: "Bin ich schön?"

"Hässlich!"

Die Kleine nickte zufrieden. Ihrem Gesicht war anzumerken, dass sie lebhaft überlegte. Sie berührte mein Knie und fragte: "Ist es wahr, dass man noch alles fühlt, auch wenn ein Bein ab ist?"

Nun war ich doch überrascht. "Woher weißt du das?"

"Du hast es an meinen dicken Onkel Johann geschrieben, die - die Seele tut weh."

Was für ein merkwürdiges Kind! Tatsächlich gab es diesen Brief an den Herzog von Hannover. Ich hatte meine Vermutung über den lebendigen Kern in jeglichem Körper geschrieben, der so fein sei, dass er selbst in der Asche verbrannter Dinge noch vorhanden ist. Und als Beweis galt mir die Erfahrung, dass auch nach der Amputation eines Gliedes Empfindungen zurückbleiben.

Die Kleine blickte zu mir auf und fragte leise in mein Schweigen hinein: "Bist du jetzt traurig?"

Da ich den Kopf schüttelte, hob sie sich auf die Zehenspitzen, gab mir überraschend einen Schmatz auf die Wange und lief hinaus.

Ich gestehe, dass mich die kleine freche Gestalt verzaubert hatte - noch ein Kind und doch, was für Interessen!

Auf einmal aber entdeckte ich, dass meine Perücke verschwunden war. Wütend schlug ich auf den Tisch, "He, Prinzessin!" Ich sprang auf und eilte ihr nach.

Sie lief lachend vor mir her über den Flur. Die Perücke verdeckte ihr halbes Gesicht. Am Ende des Flures riss sie

ungestüm eine Tür auf und verschwand dahinter. Ich folgte, was sonst, und - platzte mitten in die Gesellschaft.

Fürstin Sophie, die Mutter der kleinen Sophie Charlotte, Gemahlin des Osnabrücker Ernst August, war mit ihren Damen und Kavalieren in das gastfreundliche Haus Boineburgs eingefallen. Man saß in malerischer Gruppe, geschminkt, tief dekolletiert die Hofdamen, weiß gepudert die Herren, hatte heiter geplaudert und starrte mich jetzt an.

Sophie Charlotte war lachend und laut "Mama! Mama!" schreiend in die Arme der Mutter geflüchtet.

Ich murmelte leidlich hörbar: "Ich - ich bitte um Vergebung."

Freund Boineburg erhob sich mit einem Anflug von Unmut. "Leibniz! Nun, da Ihr einmal hier seid..." Er kam mir entgegen und führte mich am Arm in die Mitte des Raumes. "Fürstin, darf ich Ihnen Gottfried Wilhelm Leibniz vorstellen, Doktor der Jurisprudenz und ein Freund des Hauses Boineburg."

Die kleine Sophie Charlotte fuhr dazwischen: "Meiner! Er ist mein Freund!"

Die Damen und Herren schmunzelten hinler den Fächern und vorgehaltenen Händen. Fürstin Sophie, zu dieser Zeit noch eine schlanke, anmutige Frau, musterte mich amüsiert. "Man hat von Ihm gehört! Mein hannoverscher Schwager ist voll des Lobes. So jung, so geehrt und beinahe nackt!"

Natürlich, die Perücke! Ich bedeckte mit der Rechten meinen Schopf. "Vergabung, ich bin beraubt."

Auf einen Wink der Mutter gab mir die Kleine widerstrebend die Perücke zurück, drehte sich zur Fürstin hin und forderte mit energischem Stimmchen: "Können wir ihn mitnehmen,

Mama? Ich will ihn haben!"

Damit war ich gemeint, und die Gesellschaft prustete laut heraus. Die Kleine stampfte wütend mit dem Fuß auf. "Ich mag nicht, dass man lacht, wenn ich es ernst meine!" Sie blickte mit gerunzelter Stirn zu mir her. "Lachst du auch?"

Nun, mir war, weiß Gott, nicht nach Lachen zumute. Ich wusste nicht, machten mich Verlegenheit und Ärger ernst, weil ich hier zur Disposition stand, weil das Frächtchen so über mich zu verfügen gedachte oder war es, weil mich dieses Kind auf seltsame Weise bezauberte. Ich verneigte mich also leicht. "Mit Respekt, Prinzessin - ich lache nicht!"

Am späten Abend, die Gesellschaft hatte sich endlich plappernd und kleiderrauschend verabschiedet, führte mich Boineburg zurück in die Bibliothek.

Er kramte auf seinem mit Papierrollen und Büchern vollgepackten Schreibtisch und erwähnte wie nebenher: "Die Fürstin ließ mich wissen, dass ihr Schwager, Herzog Johann Friedrich von Hannover, Euer Traktat über die Unsterblichkeit der Seele mit Wohlwollen aufgenommen hat."

Da musste ich denn doch lächeln. "Der dicke Onkel Johann..."

Boineburg blickte erstaunt von seinen Papieren auf, und ich erklärte rasch: "Die kleine Prinzessin nannte ihn so."

"Nun, der 'dicke Onkel' bietet Euch einen warmen Platz an seinem Hofe." Das klang lauernd, Antwort heischend. Ich spürte, dass Boineburg aus irgend einem Grund auf den Busch klopft. Deshalb schwieg ich und wartete.

In der Bibliothek nisteten längst Nachtschatten. Ich zündete mit einem Fidibus Kerzen an. Ihr Schein hüllte den Raum in

warmes Licht. Hannover! dachte ich. Es war ein Ort wie jeder andere. Freilich, Fürst Johann Friedrich machte mir Avancen - ein warmer Platz an seinem Hof! Aber den hatte ich auch hier in Mainz. Im gleichen

Augenblick, gewiss auch angesichts der brennenden Kerzen, fiel mir der Scheiterhaufen wieder ein. Wir hatten seither, wie in geheimer Übereinkunft, nie über das wüste Erlebnis gesprochen. Es war, als hätten wir uns jeglichen Gedanken daran verboten. Plötzlich aber fand ich. es sei Zeit, darüber ins Reine zu kommen.

Boineburg indes schob mir ein Papier zu. "Wir hatten Audienz bei Exzellenz Philipp von Schönborn. Da! Lest!"

Ich wischte das Schriftstück zur Seite, achtlos. "Lest, lest! Ach, Boineburg! Hannover oder Mainz - wir leben in einem finsternen Land. Wahrhaftig! Uns trennen die Bücher und Dispute von allem, was da draußen wirklich geschieht! Spürt Ihr nicht, wie sehr es nach Fäulnis und Verwesung stinkt - in den Kellern der Inquisition, den Gassen, den Stuben."

"Bierstuben!" Boineburgs drahtige Gestalt spannte sich. Die Schatten des Kerzenlichtes vertieften die Falten in seinem Gesicht. Er stand auf und trat ans Fenster. "Woran bin ich mit Euch? Ich frage mich das oft in diesen Tagen. Gassen, Wirtshäuser, hundert Briefe in alle Welt. Am Ende habt Ihr eine rebellische Ader!"

"Ich?"

"Dann lest endlich, lest!"

Nun, ich war über den harschen Ton einigermaßen erschrocken und tat ihm den Gefallen. Aber was las ich da?

Ich wollte es nicht fassen, schluckte und las noch einmal, gründlicher jetzt. Da stand wahrhaftig, dass das von mir und Baron Christian von Boineburg entworfene 'Consilium Aegyptiacum' gebilligt wird und ich, Leibniz, angehalten sei, dieserhalb unverzüglich nach Paris zu reisen und in geheimer Mission bei Seiner Majestät Ludwig XIV. Audienz zu erbitten.

Jetzt begriff ich, weshalb Boineburg so ungehalten auf Johann Friedrichs Annonce reagiert hatte. Er wollte sich die gute Nachricht nicht verderben lassen. Und eine gute Nachricht war es ganz ohne Zweifel. Was war mir Hannover, was Mainz! Ich sollte nach Paris!

Boineburg wusste, welche Freude er auslöste. Er nickte mir zu und ich, spontan und jungenhaft, umarmte den Älteren. Einen Atemzug lang spürte ich seine raue Wange an der meinen.

Boineburg schob mich sanft zurück und tadelte leise:

"Contenance, mon cher! Tatsächlich, lernt Euch zu beherrschen, Ihr sollt den mächtigsten Mann Europas beeinflussen. Nun, es wird Euch nicht gelingen. Immerhin, tut, was Ihr könnt. Und jetzt, in Gottes Namen, zur Sache!"

Das war leichter gesagt als getan. Ich war noch wie benommen. Und er: "Was steht Ihr herum, setzt Euch, setzt Euch!"

Ich suchte mir einen Stuhl vor dem Schreibtisch und zwang mich zur Konzentration.

Boineburg lief nervös vor mir auf und ab. "Wir haben Nachricht, dass man in Paris endgültig einen Überfall auf Holland plant. Ludwig will sich unserer Neutralität versichern, um seine Truppen über den Rhein und unser Territorium nach Norden zu führen. Wir sind also hineingezogen... Versucht das

Menschenmögliche, um die Interessen des Königs weg von Teutschland und von Holland auf das ferne Ägypten zu lenken. Ihr bekommt Empfehlungen, Geld und einen zuverlässigen Diener. Alles andere ist Eurem Genie überlassen. Erspart unserem finsternen Land, wie Ihr sagt, einen neuerlichen Krieg, bringt Ludwig zur Räson!"

Er schwieg, wandte sich erneut zum Fenster und kehrte mir den Rücken zu. Plötzlich meinte er mit einer völlig anderen, leisen und müden Stimme: "Glaubt doch nicht, dass die Gräuel der Inquisition an - an meinem Gewissen vorübergehen... Es gibt Momente im Leben, schreckliche Momente, wo man das eine Übel gegen das andere abwägen muss. Mein Gewissen, lieber Freund, steht gegen die Tatsache, dass wir im Lande Frieden brauchen. Soll ich bei Exzellenz, dem Kurfürsten, gegen die Verbrennung des Mädchens, gegen den Hexenwahn intervenieren oder zu aller Nutzen auf eine Verständigung mit Ludwig dringen...?"

"Beides!", wagte ich einzuwenden.

Boineburg lachte auf, verbittert, und fuhr herum. "Um, außer dem Zorn kurfürstlich-katholischer Gnaden, am Ende gar nichts zu erreichen? Nein, mein Lieber, beides haben zu wollen hätte geheißen, nichts zu bekommen."

Er setzte sich hinter den Schreibtisch. "Ich wünsche Euch, dass Ihr nie in solche Zwänge geratet, aber das Leben... Ach was, lassen wir das!"

Er verstummte, blickte auf seine Hände und lächelte scheu. "Übrigens bitte ich Euch nebenher um eine Gefälligkeit, die mein Haus betrifft."

Ich ahnte sofort, worauf er hinaus wollte. Boineburg versuchte seit langem, an ausstehende Pachtsummen und eine Pension, die ihm Frankreich schuldete, heran zu kommen. Jetzt erhoffte er sich in mir einen willkommenen Eintreiber. Und so war es auch. Boineburg sprach des Langen und Breiten über die Summen und über Vollmachten, die er mir ausstellen wollte.

"Aber das passt trefflich!", entgegnete ich. "Wenn der Kurfürst Wert auf Geheimhaltung unseres ägyptischen Planes legt, dann reise ich offiziell und ausschließlich wegen Eurer Forderungen!"

Boineburg legte sich zurück und lächelte mir zu. "Ihr begreift rasch - wie stets." Er erhob sich, kam um den Schreibtisch herum auf mich zu. "Die Zeit drängt, Ihr müsst so schnell wie möglich aufbrechen - bon voyage, mein Lieber, bon voyage!"

"Gute Reise!" Der Alte hält ein. Er ist abgespannt, (das Diktieren strengt an, der Mund ist trocken und die Knie schmerzen. Er dreht den Kopf zu Eckhart hin. "Die Beine! Wie geht das zusammen?", fragt er. "Ich rede mit dem Maul und die Beine lassen's mich spüren. Eins hängt vom anderen ab... Gib Wein!"

Eckhart will nach Magda klingeln. Aber der Griesgram brummt: "Lass! Mach du!"

Eckhart greift mit spitzen Fingern nach dem klebrigen Becher und gießt aus der Karaffe auf dem Kaminsims Wein nach. Auf dem Sims liegen Bücher, und alles, außer der Karaffe, ist mit Staub bedeckt.

"Zucker!"

Eckhart gibt auch noch Zucker hinzu. Er hält den Atem an, der Alte riecht erbärmlich aus dem Mund und stinkt nach Schweiß.

Hinter den Butzenscheiben dämmt der Morgen. Das Öllämpchen ist fast leergebrannt. Eckhart wirft ein paar Holzscheite auf das verglimmende Kaminfeuer und wischt die Hände an den Hosenbeinen ab. Seine Füße brennen vom Stehen am Pult. Er hockt sich leise seufzend auf die Erkerbank.

*Der Alte raunzt zwischen den geschlürften Schlucken:
"Unvorstellbar, dass es aufhören soll!"*

Eckhart missversteht. "Es muss aber", meint er mit verhaltenem Zorn. "Wir haben vier Federkiele verbraucht. Ich kann nicht mehr gerade stehen."

Der Alte ist jedoch harthörig. "Das halbe Leben habe ich in Kutschen verbracht. Mein Körper hat sich durch Raum und Zeit bewegt. Und eigentlich weiß ich noch immer nicht, was das ist - Zeit. Sie ist da, sie frisst an meinen Knochen, an meiner Haut, sieh her!" Er kichert, hält sich die gichtigen Finger dicht vor die Augen. "Sie ist da und doch unsichtbar wie die Seele."

Der leere Zinnbecher scheppert zu Boden. Eckhart ist zu müde, um sich zu bücken. Er geht an dem Alten vorbei, der ihm nachkrächzt: "Morgen, hörst du, bis morgen! Komm nicht zu spät!"

Eckhart schlägt die Tür zu.

E-Books von Manfred Richter

Legende Lövenix

Der 70-jährige Gottfried Wilhelm Leibniz steht am Ende seines Lebens. Wenige Tage vor seinem Tod diktiert er dem Sekretär Eckhart Erinnerungen, Lebenserfahrungen. Auf diese Weise konnte in der Ich-Form geschrieben werden - der Leser bleibt der zentralen Figur sehr nahe.

Leibniz berichtet so unerhörte Dinge, dass sich dem Sekretär mehr als einmal die Feder sträubt. Von der Liebe zu einer Königin ist die Rede, von Freundschaft zu einem Diener und von Schuld...

Seine Erinnerungen reisen quer durch Europa - in das Frankreich Ludwig XIV., nach London, Holland, Wien, Rom. Er begegnet berühmten Persönlichkeiten seiner Zeit - Kaiser Leopold I., Eugen von Savoyen, Huygens, Spinoza, dem Papst, Sophie Charlotte und ihrem Gatten, dem Preußenkönig Friedrich I.

Der Roman erzählt von Hoffnungen und Illusionen, Irrtümern und Zweifeln, großen Ideen und Erkenntnissen, erzählt von einem Menschen, der liebte und wiedergeliebt wurde, und dessen Forderung nach Frieden und Glück für die Menschen höchst aktuell bleibt.

Es ist verbürgt, dass Leibniz im niedersächsischen Hannover hinter vorgehaltener Hand 'Lövenix' genannt wurde. Im Roman wird das sehr schnell aufgeklärt. "...Sie messen mich", berichtet er, "drüben im Schloss an der Zahl meiner Kirchgänge. Die waren selten, ich gestehe es. He glövt nix, hieß das in ihrer Mundart, sie haben daraus den Lövenix

gemacht... Ein Scherz ohne Verstand. Ich erinnere mich doch kaum einer Predigt, die nicht gelangweilt hätte - zehn Sätze für Gott, zehn für die Leut' und zwanzig für die Katz'... Worte allein haben noch nie geändert..."

Das Buch erschien erstmals 2004 beim trafo Verlag, Berlin.

Das Ei in der Trompete

Heike wollte in den Fahrstuhl steigen, da hörte sie Dieters Trompete aus dem Keiler. Er blies, und der Hauswart schimpfte nicht. Irgend etwas war faul an der Sache! Heike sprang die Treppe hinunter, aber es war wieder still. Sollte sie sich geirrt haben? Auf einmal hörte sie einen wilden Schrei. Das war Dieter. Er schrie: „Sangitaratnakara!“ Und da geschah die Zauberei: Jemand drehte vorsichtig von außen den Schlüssel um und öffnete, Heike stand wie ein freundliches Gespenst im Türrahmen. Dieter zitterte und flüsterte: „Hast du mich etwa eingesperrt?“ Diese Trompete, ein Geschenk von Tante Amalie, spielt in der Geschichte eine besondere Rolle. Sie bringt den Jungen in komische, aber auch schwierige Situationen, und nicht immer hilft das Zauberwort.

Der vertauschte Vati

Vater Bredemeier hat wohl recht, wenn er meint: „Es ist gut, dass wir uns einmal verändert haben, verändern macht schlau.“ Der Rollentausch zwischen Vater und Sohn — mit Spaß erzählt — bringt für beide eine wichtige Erkenntnis: Man muss aufeinander Rücksicht nehmen, egal, ob man groß oder

klein ist. — Eine merkwürdige Geschichte ist auch die von der stummen Gitarre, die den faulen Bolle Ohlebomm lehrt, sich auf seine eigentliche Aufgabe zu besinnen. Voll hintergründigem Humor erzählt sie von einem Künstler, der über dem Wohlleben vergisst, den Menschen Freude zu bringen.

Dieser miese schöne Alltag

Die Erzählungen und Gedichte von Manfred Richter sind zugleich auch eine Summe von Lebenserfahrungen. Vom Großvater und der Großmutter bis zu den eigenen Kindern, hielt er einen Teil seines schweren und schönen Lebens auf spannende Weise fest. Gemeint ist die Beziehung zwischen Mensch und Mensch und die Beziehung zu den Dingen, die ihn umgeben, die konkrete Welt – auch wenn sie, am Gestern gemessen, der Welt von heute nicht immer entspricht.

Aber wer davon liest, wird sich vielleicht selbst in der einen oder anderen Geschichte erkennen oder deren Nähe spüren, halt in diesem miesen schönen Alltag.

Weitere Informationen unter
http://www.ddrautoren.de/Richter_Manfred/richter_manfred.htr

Inhaltsverzeichnis

Impressum	2
Zum Geleit	3
1. Kapitel	6
2. Kapitel	27
3. Kapitel	48
4. Kapitel	77
5. Kapitel	99
6. Kapitel	126
7. Kapitel	140
8. Kapitel	183
9. Kapitel	214
10. Kapitel	244
11. Kapitel	261
12. Kapitel	304
13. Kapitel	329
14. Kapitel	367
15. Kapitel	389
16. Kapitel	404
17. Kapitel	425
18. Kapitel	447
19. Kapitel	472